

**„Mir grauet vor der Götter Neide“ –
Der Neid der Eltern in Fallbeispielen und Literatur**

Wissenschaftliche Abschlußarbeit
zum Examen
der
Weiterbildung Psychoanalyse und Psychotherapie
am
Lou Andreas-Salomé Institut e. V. Göttingen

vorgelegt
im Oktober 1998

von
Sabine Behrens, Dipl. Psych.

Am Goldgraben 9
37073 Göttingen
Tel. 0551 / 44631

Inhalt

Vorwort.....	1
1. Fallvignetten.....	5
Fall 1	5
Fall 2	6
Fall 3	6
Fall 4	6
Fall 5	7
Fall 6	7
2. Elternneid in Psycho-Ratgeber, Literatur und im Märchen	9
2.1 Elternneid im Psycho-Ratgeber	9
2.2. Elternneid in der Belletristik	11
2.3 Neidische Eltern im Märchen	13
3. Neidkonzepte in der Psychoanalyse.....	17
4. Elternneid in einzelnen Veröffentlichungen psychoanalytischer Autoren.....	27
4.1 Hans Friedrichs.....	27
4.2 Ulrich Streeck	28
4.3 Gil A. Katz	29
4.4 Eckhard Sperling	29
5. Die unvollständige Rezeption des Ödipus-Mythos durch Freud	31
6. Ein Spezialfall des Elternneides: Der Neid des Therapeuten.....	34
Schlußwort	38
Literatur	40

Vorwort

In mehreren psychoanalytischen Behandlungen während meiner Weiterbildung stieß ich auf die Tatsache, daß Patienten (weitgehend unbewußt) in ihrer eigenen Entwicklung unter anderem deswegen gehemmt waren, weil sie – in der Regel nicht ohne Grund – den Neid eines Elternteils (zumeist des gleichgeschlechtlichen) oder sogar beider Eltern fürchten mußten. Auch den Eltern war ihr Neid nicht bewußt (bestenfalls vorbewußt), was an Hand der bei uns herrschenden Vorstellungen, wie Eltern zu sein haben, durchaus erklärbar ist: Eltern haben in der deutschen Familie für ihre Kinder nur Gutes im Sinn und wollen nur deren „Bestes“ (konkurrenzlos karikiert ist diese Haltung in der pubertären Protestform, wie ich sie als Graffiti an einer Göttinger Behördenhauswand sah: „Sie wollen nur unser Bestes, aber das kriegen sie nicht!“); Neidgefühle im Sinne von „jemandem etwas nicht gönnen“ wären geradezu konträr zu unserem landläufigen Verständnis von Elternsein und etwas, wofür man sich als Vater oder Mutter schämen müßte, nicht zuletzt vor sich selbst. Insofern handelt es sich um (vom Überich) nicht zugelassene Gefühle, die zu verdrängen für das Ich in der Regel die nächstliegende Lösung ist sofern die Persönlichkeit des/der Betroffenen nicht andere Abwehrmechanismen favorisiert.

Etliche Gespräche mit Weiterbildungskollegen und Freunden haben mir gezeigt, daß gerade die Eltern meiner Generation (der Nachkriegskinder, ich bin Jahrgang 1951) in dieser Hinsicht sicher hart mit sich selbst zu kämpfen hatten, denn als wir geboren wurden, hatten unsere Eltern (sofern sie als Paare überhaupt einander erhalten geblieben waren) eine Spätadoleszenz mit Krieg und Flucht, das heißt, Todesangst, Überlebenskampf, Hunger, jahrelangen Entbehrungen und schweren Verlusten, unter Umständen auch Traumatisierungen hinter sich und obendrein das beklemmende Gefühl, als Jugendliche verblendet und mißbraucht worden und letztlich an allem „selber schuld“ zu sein. Was es für die Generation dieser Eltern bedeutet haben mag, zu sehen, wie ihre eigenen, in Frieden und relativem Wohlstand aufgewachsenen Kinder ihre Jugend damit verbrachten, sich nie gekannte Freiheiten herauszunehmen und obendrein die Eltern gründlich vor den Kopf zu stoßen (was sie sich nie hatten herausnehmen dürfen) und anzuklagen, läßt sich schwer ermessen. Üblicherweise leisten junge Erwachsene es sich nicht, sich empathisch in die Position der Eltern hineinzusetzen, heute jedoch ist mir klar, daß auf der Ebene der „kleinen Leute“ in der Eltern-„Generation der Täter“ auch viele Opfer verborgen sind, denen

es unter anderem die Scham der späten Jahre verbot, ihr Leiden mitzuteilen; zuweilen war zudem im Individuum selbst die Grenze selbst zwischen Täter und Opfer nicht mehr auffindbar).

Ein Kollege in einer Selbsterfahrungsgruppe sagte einmal: „Wir sind die Generation mit den kaputten Vätern.“ „- und irgendwie schuldigen“, ergänzte jemand. Für die Mütter gab es keine so kompakte Formulierung, was für sich sprechen mag. So soll diese Arbeit auch Anlaß sein, eine späte Einsicht zu formulieren: eine Ahnung dessen, was „wir“ (ich gehörte 1970 bis 1974 zur Göttinger linksradikalen Studentenszene) unseren Eltern damals zugemutet haben – ohne daß ich etwas von dieser Zeit ungeschehen wünschen würde. Die Diskrepanz zwischen dem, was ihnen möglich war, und dem, was uns – natürlich auch schichtenspezifisch – an Möglichkeiten der „Selbstverwirklichung“ offenstand, muß schwer auszuhalten gewesen sein. Ich frage mich, ob mancher Konflikt erträglicher zu handhaben gewesen wäre, wenn der – verstehbare – Neid der Eltern kein Tabu, bewußt und damit mitteilbar gewesen wäre.

Prof. Dr. Eckhard Sperling sagte einmal in einer Psychosomatikvorlesung: „Es sind ja auch immer die alten Männer, die die Jungen in den Krieg schicken.“ Weit davon entfernt, die Kategorien sozio-ökonomischer und politischer Bedingtheit von Kriegen als gegenstandslos zu erachten, komme ich mit Blick auf die Generation meiner Eltern nicht umhin, es zu würdigen, daß sie, obwohl selbst auf zum Teil furchtbare Weise geschädigt, dem Wiederholungszwang, der seit Generationen herrschte, widerstanden und ihre Söhne nicht in den Krieg geschickt hat.

Einen anderen Aspekt des Elternneides erlebe ich unmittelbar an mir selbst als Mutter: während meine zur jungen Frau erblühende 14jährige Tochter mit ihrer jugendlichen Fitness und einer für mich erstaunlichen Ungezwungenheit gegenüber dem anderen Geschlecht sich anschickt, die Welt zu erobern, spüre ich Vorboten der Wechseljahre, und daß mir die Welt offensteht, ist mir nicht mehr so wichtig, fürs Erste jedenfalls bin ich froh, wenn mir die eigenständige Abrechnung offensteht. So ist auch mein Examen, und damit diese Arbeit ein Schritt, meine eigene Lebenszufriedenheit entscheidend aufzubessern, denn ich vermute, daß Eltern, die mit ihrem eigenen Leben zufrieden sein können, die Erfolge der Kinder zumindest überwiegend mit Stolz und/oder positivem „Gehen-lassen-können“ beantworten können. Soweit die persönlichen Gedanken und (bewussten) Motive zu diesem Thema.

Nun zum Fachlich-Wissenschaftlichen:

Auch in der Psychoanalyse ist, obwohl sie sich durchaus an zentralen Stellen mit dem Affekt des Neides beschäftigt, Neid als Affekt von Eltern gegenüber ihrem Kind erstaunlich selten thematisiert. Es gibt den ödipalen Neid des Kindes (mit dazugehöriger Rivalität) gegenüber dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, es gibt den Penisneid, Melanie Kleins Arbeiten zum infantilen Neid und in den Arbeiten von Kernberg und Wurmser zahlreiche Hinweise auf die Rolle des Neidaffekts in der Therapie von schweren Persönlichkeitsstörungen. Gedanken zum Neid der Eltern auf ihre heranwachsenden Kinder bleiben jedoch – bis auf wenige Ausnahmen – stets marginal und werden, soweit ich es überblicke, nicht vertieft. Eine Ausnahme bilden z. B. die im letzten Teil der Arbeit angeführten Veröffentlichungen von Streeck, Katz und Friedrichs.

Es mag sein, daß es die spezielle Patientenauslese war (ich behandle nur vormittags, was in einer Universitätsstadt nicht ohne Einfluß auf den Studentenanteil unter den Patienten bleibt), die mir das Bild vermittelte, daß Elternneid im Klinischen eine wichtige Rolle spielt; auf jeden Fall ergab sich für mich eine Diskrepanz zwischen der klinischen Relevanz des Phänomens und der Beachtung, die es in der psychoanalytischen Literatur findet. Andererseits überraschte mich die Fülle von Beispielen, die sich bei auch nur oberflächlicher Betrachtung im Bereich der Märchen und Belletristik findet.

Hier wurde ich neugierig und wollte den Anlaß der Examensarbeit nutzen, um einerseits mehr dazu herauszufinden und andererseits den beschriebenen Mangel mit einem eigenen Beitrag abzumildern.

Da das Thema sich bald als von verschiedenen Seiten her interessant erwies (Familien-therapie, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie, psychoanalytische Affekttheorie, Märchen/Mythen, Belletristik) wurde bald klar, daß ich keinen der involvierten Bereiche erschöpfend würde erforschen können. So bleibt diese Arbeit eine erklärtermaßen unvollständige Darstellung mit willkürlich gesetzten Schwerpunkten und dem Ziel, andere für dieses Thema zu interessieren. Im Übrigen bin ich für sachdienliche Hinweise aus gut unterrichteten Kreisen dankbar, denn ich denke, dies ist nicht das letzte Mal, daß ich mich mit diesem Thema beschäftige.

Für die Darstellung habe ich folgenden Weg gewählt:

Zunächst, in Teil 1, skizziere ich einige Fälle, die sich mir aus dem klinischen Alltag eingeprägt haben. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Elternneid in populärpsychologischer Literatur, in der Belletristik und im Märchen, Teil 3 gibt eine Zusammenfassung der psychoanalytischen Sichtweise von Neid an sich, wie ich sie favorisiere. Teil 4 beschäftigt sich mit einigen Arbeiten, in denen ich in der Tat den Elternneid beachtet fand. Teil 5 referiert den „etwas anderen“ Blick auf den Ödipus-Mythos und das ödipale Drama und Teil 6 behandelt einen neueren Beitrag zu einer für unsere Berufsgruppe wichtige Variante: Zum Neid des Therapeuten auf den sich entwickelnden oder in irgendeiner Hinsicht ohnehin bevorzugten Patienten. Der Autor liefert Hinweise zum praktischen Umgang mit dem Problem in der Therapie.

1. Fallvignetten

Fall 1

In die stationäre Psychotherapie kommt eine ca. 30jährige Patientin wegen Mordimpulsen gegenüber ihrer 5jährigen Tochter. Sie fürchtet, diese Impulse bald nicht mehr unter Kontrolle zu haben, liebt aber eigentlich ihr Kind.

Die Anamnese ergibt, daß sich in ihrer Kindheit die Mutter sehr um den pflegebedürftigen, teilweise psychotischen Vater der Patientin kümmern mußte und das kleine Lebensmittelgeschäft der Familie führte, für die Patientin als Kind blieb also kaum Zeit. Der Vater der Patientin ist inzwischen verstorben, die Mutter lebt ohne das Geschäft mit einem etwas wohlhabenden Mann einige Straßen entfernt und hat jetzt viel Zeit. Sie hilft der halbtags berufstätigen Patientin, ihre Tochter zu betreuen.

Während wir zu Beginn der Therapie aus verschiedenen Gründen vermuten, es handele sich um verschobene autoaggressive Tendenzen oder verdrängte Rivalität um den Ehemann (ödipale Probleme), fällt mir in einer Stunde auf wie die Patientin in wütendes Schimpfen gerät, als sie berichtet, ihre Mutter verwöhne die Tochter – deren Enkelkind – zu sehr, sicher auch gerade jetzt, wo die Patientin in Tiefenbrunn sei. Bitter sagt sie: „Die zwei sind jetzt natürlich glücklich zusammen.“ Ich frage, wie das in ihrer Vorstellung aussehen mag, und sie entwirft ein harmonisches Mutter-Kind-Gemälde. Ich: „Dann bekommt ja Ihre Tochter von Ihrer Mutter das, was Sie als Kind so sehnlich gewünscht und nie bekommen haben.“ Sie sitzt zunächst wie betäubt da und sagt dann: „Meinen Sie, ich bin einfach neidisch?“ Ich: „Es wäre ein Wunder, wenn Sie es nicht wären.“ In der Stunde darauf teilt die Patientin mir mit, der Bann sei gebrochen, endlich verstehe sie sich selbst. Zudem war ihr eingefallen, daß sie in ihrer Ehe das erste Mal einen Menschen „ganz für mich allein“ gehabt und die Tochter in der Tat (auf der Ebene des infantilen Ressentiments) als Eindringling und Dieb der Aufmerksamkeit des Ehemanns erlebt hatte – wie das erstgeborene Kind das Auftauchen des Geschwisters.

Die Mordimpulse waren verschwunden, und der Haß der Patientin richtete sich vorübergehend auf die „ungerechte“ Mutter (und die Therapeutin). Nachdem dies durchgearbeitet und in einer Trauerphase anerkannt worden war, daß eine Wiedergutmachung nicht möglich sei, konnte die Patientin in einer Familiensitzung den

Beteiligten sagen, daß sie nun verstanden habe, was in ihr vorgegangen sei und ihre Tochter nun normal lieben und auch manchmal hassen könne wie jede andere Mutter. Nach der Entlassung bekam ich einen Brief, in dem sie schrieb, ein bißchen Wiedergutmachung sei doch möglich: einmal in der Woche sei ihre Tochter bei einer Freundin, dann gehe sie mit ihrer Mutter in die Stadt bummeln und Kaffee trinken und genieße dies – ebenso wie ihre Mutter – in vollen Zügen.

Fall 2

Eine Patientin, die kein BAföG beantragen kann, weil ihre Eltern dafür zuviel verdienen, bekommt von diesen fürs Studium 500,-- DM im Monat und verdient sich den Rest für den Lebensunterhalt hinzu. In der Examensphase erwähnt sie zu Hause, daß nun Zeit und Geld knapp seien, worauf die Mutter antwortet: „Naja, als Lehrerin verdienst du dann ja mehr als genug.“

Der Bruder der Patientin, 3 Jahre älter, konnte erst, als er mit 17 das Elternhaus verließ, Beziehungen zu Frauen aufnehmen. Nachdem er das erstmal stolz eine Freundin bei seinen Eltern vorgestellt hatte, begann der Vater, mit 10 und mehr Jahre jüngeren Frauen fremdzugehen.

Fall 3

Eine Patientin hat es als MTA bis in eine leitende Position geschafft: und beschließt dann, das Abendabitur nachzuholen, um Medizin zu studieren. Nach der Abschlußfeier zum Abendabitur, bei deren Gestaltung die Patientin maßgeblich mitgewirkt hatte, sagte der Vater auf dem Weg zum Auto: „So was müssen wir ja wohl frühestens zur Doktorarbeit noch mal über uns ergehen lassen.“ Gratuliert hatte er nicht.

Fall 4

Eine Studentin, die wegen „unerklärlicher Traurigkeitsanfälle“ in die Behandlung kam, berichtet, die Mutter habe, als die Patientin 16 war, die Familie verlassen (das heißt, den Vater der Patientin, die Patientin und deren 2 Jahre jüngere Schwester). Den Töchtern hatte die Mutter den Auftrag hinterlassen, sich um den schwer depressiven Vater zu kümmern, vor allem abends dürfe er nicht allein gelassen werden – „Das hilft Euch sicher auch, nicht zu früh auf Jungen reinzufallen.“

Später, die Patientin studiert in Göttingen und lebt mit ihrem Freund zusammen, sagt die Mutter der Patientin bei einem Anruf: „Wenn Ihr am nächsten Wochenende in Urlaub seid, würde ich mich gerne mit meinem neuen Freund in Göttingen treffen, ich komme aus Hannover, er aus Frankfurt. Das Vernünftigste wäre dann ja, wenn wir das Wochenende in Eurer Wohnung verbringen könnten. Das macht Euch doch nichts aus, oder?“

Bei einem gemeinsamen Museumsbesuch teilt die Mutter einem jungen Mann, mit dem die Patientin im Gespräch ist, mit (der Patientin war ihr Schlüsselbund auf den Boden gefallen): „Meine Tochter ist zur Zeit im Examensstreß, völlig nervös, die ist zu gar nichts zu gebrauchen im Moment.“

Fall 5

Eine Patientin berichtete, ihre Mutter sei quasi von den Eltern verheiratet worden und habe nie „die Freiheit der Jugend“ genossen. Seit dem 9. Lebensjahr der Patientin war der Vater alkoholkrank, konnte aber noch weiter in der Geschäftsführung einer großen Bank arbeiten. Im 15. Lebensjahr der Patientin erkrankte die Mutter an Sklerodermie, was fortschreitendes Siechtum in den nächsten Jahren und den absehbaren Tod der Mutter bedeutete. Die Mutter weigerte sich, eine andere Pflegeperson als die Tochter zu akzeptieren, der alkoholranke Vater nahm in keiner Weise Stellung. Bis zum Ende ihres 19. Lebensjahres war die Patientin allein zuständig für die Pflege der Mutter und den gesamten Haushalt der Familie. Als die Patientin trotz der Belastungen das Abitur geschafft hatte, sagte die Mutter: „Es hätte mir auch nichts ausgemacht, wenn du es nicht geschafft hättest, im Gegenteil. Jetzt wirst du wohl doch mehr an dich denken und zur Universität wollen.“

Fall 6

Eine erwachsene Patientin berichtet, als sie 14 oder 15 gewesen sei, sei ihre Brust erheblich gewachsen. Die Mutter bemerkte dazu eines Tages: „Vater hat gesagt, dein Busen fällt langsam auf. Morgen gehen wir mal in ein Fachgeschäft, da gibt es BH's, mit denen kann man das alles ganz flach am Körper halten. Das ist ja widerlich, wenn das alles so herausfordernd schwabbelt.“

In allen diesen Fällen steht hinter den Äußerungen der Eltern (zumeist Mütter) ein mehr oder minder unverhohlener Neid gegenüber dem eigenen Kind. Daß Eltern ihren Kindern vor allem das gönnen können, was sie selbst nicht entbehrt haben, versteht sich nahezu von

selbst. Warum die einen Eltern, wenn ihr Kind Erfolge verbucht, sich mit ihm freuen und elterlichen Stolz erleben können, während die anderen mit Neidgefühlen und Ressentiments zu kämpfen haben, scheint bisher nur in Ansätzen erklärbar. Welche Ansätze sich dafür in der psychoanalytischen Theorie finden, dieser Frage möchte ich im Weiteren nachgehen. Zuvor jedoch ein Blick darauf, wie sich unsere Gesellschaft außerhalb der Psychoanalyse mit diesem Thema auseinandersetzt – allerdings durchaus nicht unbeeinflusst von ihr.

2. Elternneid in Psycho-Ratgeber, Literatur und im Märchen

2.1 Elternneid im Psycho-Ratgeber

Exemplarisch möchte ich hier auf 3 Bücher eingehen, die mir im Vorfeld dieser Arbeit bei meinen Streifzügen durch die Buchläden ins Auge fielen:

- Herriger, Catherine: Die böse Mutter. Warum viele Frauen dick werden und bleiben. München, Heyne Verlag 1989, und
- Rost, Wolfgang und Angelika Schulz: Rivalität. Über Konkurrenz, Neid und Eifersucht. Berlin, Heidelberg, New York, Springer-Verlag 1994 sowie
- Kast, Verena: Neid und Eifersucht. Die Herausforderung durch unangenehme Gefühle. Zürich und Düsseldorf, Walter Verlag 1996.

Der Band von Rost und Schulz bemüht sich, Rivalität, Neid und Eifersucht dem Leser als zum normalen Gefühlshaushalt gehörig verstehbar und annehmbar zu machen („Auf die Dosierung kommt es an“, S. 45) und nennt in dem Kapitel „Wo erleben wir Rivalität, Neid und Eifersucht?“ auch die Familie als naturgemäßen Schauplatz dieser Gefühle. In der Tat wird auch der mögliche Neid von Eltern gegenüber ihren Kindern genannt, allerdings nur insofern, als ein Neugeborenes für den jungen Vater eine Konkurrenz darstellt oder aber junge Eltern neidisch feststellen müssen, daß ihre eigenen Eltern den Kindern sowohl finanziell als auch an Zuwendung mehr geben, als sie selbst von diesen Eltern einmal bekamen (siehe Fall Nr. 1). (S. 114)

C. Herriger vertritt in ihrem Ratgeber für übergewichtige Frauen die These, daß Mütter ihre Tochter überfüttern und übergewichtig machen, um sie sexuell zu kastrieren, das heißt, unattraktiv nach außen und tief verunsichert im Inneren zu machen.

Mütter tun das nach Herriger deswegen, weil sie verhindern wollen, daß die eigene Tochter in anziehender Weiblichkeit, reifer Selbstsicherheit und gesunden Beziehungsmöglichkeiten als mögliche Rivalin das Selbstwertgefühl der Mutter in Frage stellt. Herriger betont, daß dieser Prozeß der inneren Verunsicherung und äußeren Unansehnlichmachung unbewußt verläuft, ohne Worte, atmosphärisch. Der Typ Mutter, den Herriger meint, ist jene Frau, die sich mit einem demütigenden Frauendasein abgefunden hat, was durch eine blühende Weiblichkeit der eigenen Tochter in Frage gestellt würde:

„Das hieße ja mit anderen Worten: eine solche Mutter hätte selbst ein wesentlich besseres Leben führen können, wenn sie den Mut gehabt hätte, etwas an sich und ihrer Umgebung zu ändern! Aber so wäre das Leben ihrer Tochter als glückliche Frau nichts als ein unbarmherziger Spiegel ihres eigenen Versagens, ihr Schicksal anzupacken.

Das darf nicht sein!

Würde also die von ihrem Leben enttäuschte Mutter ihre Tochter nicht kastrieren, so hätte die Tochter als erwachsene Frau die Möglichkeit, die Mutter zu entmachten. Allein dadurch, daß sie der Mutter zeigt, wie unstimmig deren überlieferte Werte und Ansichten sind, und um wieviel mehr sie ihr Leben gestaltet und demzufolge auch genießen kann. Die Tochter weiß und kann mehr als die Mutter – die Mutter ist entthront!

Nun, genau diese Art Mutter sorgt mehr oder weniger bewußt vor. Die Tochter darf nicht sicher, unabhängig, nicht begehrt und somit nicht mächtiger als sie werden!“ (S. 26/27)

Hier drängt sich das Bild von Schneewittchens Stiefmutter vor dem Spiegel geradezu auf.

Mit einer gewissen Zwiespältigkeit führe ich unter dieser Rubrik auch Verena Kasts oben genanntes Buch an. Frau Kast ist immerhin Lehranalytikerin am C. G. Jung-Institut Zürich und Präsidentin der Internationalen Gesellschaft für analytische Psychologie. Die Diktion des Buches gibt ihm jedoch insgesamt den Charakter eines – allerdings anspruchsvolleren – Ratgebers, und so erscheint mir seine Erwähnung an dieser Stelle gerechtfertigt.

Kast versteht es, psychoanalytische Konzepte von Freud, Fromm, Klein, Jacobson und Kernberg zu einer allgemein verständlichen Darstellung zusammenzufassen, die die Zusammenhänge zwischen Neid, Selbstwertregulation, Aggression und Schuldgefühlen plausibel erhellt, ohne allzu sehr zu vereinfachen. Im Abschnitt „Die Neidgeschichte der Eltern“ (S. 146) schreibt sie:

„Eltern neiden den Kindern oft etwas, das ihnen fehlt. Wo aber Eltern den Kindern etwas neiden, da werden Werte im allgemeinen zu Unwerten erklärt. Das Kind soll sich ändern, soll also einen Teil des wahren Selbst opfern“ (1966).

Sie schildert als Beispiel eine „introvertierte“ Familie, die ihr eher extrovertiertes und sozial offeneres Kind zu „Fall“ macht. Kast weiter:

„Neid besteht aber auch oft generalisiert als Neid auf die besseren Lebensmöglichkeiten einer neuen Generation. Darauf: daß diese „es“ so viel leichter hat.“ Die Autorin meint jedoch, daß die

meisten Eltern ambivalent sind, nicht nur neidisch, sondern auch stolz auf die nächste Generation. Solange diese Teilhabe möglich sei, „wird der Neid ... ein freundlicher Neid sein.“ (S. 149)

Daß das Thema Elternneid bisher noch wenig verhandelbar ist, stellt auch Verena Kast fest:

„Der Bereich des Neides der Eltern auf die Kinder – und auch der Kinder auf die Eltern – ist ein tabuierter Bereich; würde dieser Neid thematisiert, es würde vieles in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern geklärt, die Aggression und die Bewunderung müßten dann nicht mehr verschoben werden.“ (ebd.)

Neben den psychoanalytischen Autoren nennt Kast übrigens auch das Buch von Helmut Schoeck, „Der Neid und die Gesellschaft“ (1977) als Grundlage ihrer Überlegungen.

2.2. Elternneid in der Belletristik

Einen Hinweis auf Kafkas Erzählung „Das Urteil“ verdanke ich Alice Miller (in: „Du sollst nicht merken“, 1981); dort zitiert sie, wie der Vater seinem Sohn Georg zuruft:

„Häng dich nur in deine Braut ein und komm mir entgegen! Ich fege sie dir von der Seite weg, du weißt nicht, wie! ...“ (S. 367)

Joan Riviere macht in ihren ausgewählten Schriften (Gast, Lili, 1996) auf Ibsens Drama „Baumeister Solness“ aufmerksam. Die Hauptfigur, ein erfolgreicher aber dennoch von tiefen Zukunftsängsten geplagter Baumeister hat nahezu alles erreicht, was das Leben zu bieten hat, fürchtet aber nun von der „Jugend“ übertrumpft zu werden. (Die Rolle, die die zahlreichen dunklen Mächte in Form von Dämonen, Trollen und Teufeln in diesem Stück spielen, sei hier beiseitegelassen.) Solness hat sich, als armer Junge in einem Dorf aufgewachsen, zum Baumeister hochgearbeitet und eine alteingesessene Architektenfirma durch seinen Eintritt vor dem Bankrott bewahrt. Er stellt den ursprünglichen Eigentümer und dessen Sohn in seinem Büro an und beutet ihre Erfahrungen und Fähigkeiten aus, um die Unzulänglichkeiten der eigenen Ausbildung wettzumachen. Mit aller Macht hält Baumeister Solness nun den aufstrebenden Fabrikantensohn unter seiner Abhängigkeit und Kontrolle, um die eigene Überlegenheit nicht zu verlieren: er hintertreibt sogar dessen Liebesbeziehung auf intriganteste Weise. Zu seinem Hausarzt sagt Solness eines Tages:

„Der Rückschlag kommt. Ich ahne ihn und ich fühle, wie er näher kommt. Irgendeiner drängt sich vor mit der Forderung: Tritt zurück hinter mich! Und alle die anderen stürmen ihm nach und

drohen und schreien: Platz gemacht, Platz – Platz! Jawohl, passen sie nur auf, Doktor. Eines Tages, da kommt die Jugend her und klopft an die Tür – ja, dann ist's aus mit dem Baumeister Solness“ – dann droht ihm die „Vergeltung“ (zit. nach Riviere 1996, S. 224)

Joan Rivieres Analyse von „Baumeister Solness“ ist weitaus vielschichtiger und differenzierter, als es dieser kurze Ausschnitt erscheinen lassen mag. Ergänzt sei noch der Gedanke, daß die Titelfigur auch deswegen so viel Angst vor der nachdrängenden Jugend hat, weil er seinerzeit selbst seine Eltern bzw. den alten früheren Firmeninhaber auf demütigende Weise entmachtete hat.

Auch Friedrich Schiller hat sowohl in seinem Stück „Kabale und Liebe“ als auch in der Ballade „Der Ring des Polykrates“, der ich die Titelzeile für diese Arbeit entnommen habe, thematisiert, wie das Leben der Jüngeren, besonders, wenn es schuldhaft durch das Verdrängen oder gar Beseitigen der Älteren erreicht wird, als Hypothek mit der Furcht vor deren Hader oder gar Rache in Gestalt der nachdrängenden Jugend belastet ist. Hans Zulliger (1964) hat in einer Fallgeschichte mit dem selben Titel wie meine Arbeit prägnant dargelegt, wie die Furcht eines Patienten vor der Rache seines Vaters, der ihn für die Nachfolge in seiner Fabrik vorgesehen hatte und den er enttäuschte, weil er eine akademische Karriere als Chemiker vorzog, im Verbund mit der massiv abgewehrten eigenen Aggression gegen den oft übermächtigen Vater zu einer Abwehrformation führte, die Zulliger nach Reich als „Charakterpanzerung“ bezeichnet. Interessant für unser Thema ist, daß hier nur vom subjektiv befürchteten Neid der Götter – Eltern die Rede ist, sowie von den anal und ödipal geprägten Beseitigungswünschen gegenüber dem Vater; von den tatsächlichen – zumindest ambivalenten – Empfindungen des Vaters gegenüber seinem erstgeborenen Sohn erfahren wir nur zwischen den Zeilen etwas. Allerdings zeigt schon der Beginn der Fallschilderung, daß es sich bereits um ein Drei-Generationen-Problem handelt: der Großvater väterlicherseits war Arbeiter mit einer kleinen Nebenbei-Landwirtschaft, sein Sohn, der Vater des Patienten, hatte sich über eine Handwerkslehre mit zähem Unternehmergeist rasch zum Fabrikbesitzer emporgearbeitet (S. 36). Hatte der Vater des Patienten seinen Sohn für die Firmennachfolge vorgesehen, um dem Schicksal der Entwertung, wie es seinen eigenen Vater getroffen hatte, zu entgehen?

„Der Ring des Polykrates“ ist für Zulliger die Geschichte zweier Könige, die die „Väter“ beseitigten und sich an ihre Stelle setzten, nun aber den Triumph nicht genießen können, weil sie ahnen, daß es ihnen ebenso gehen kann und daraufhin versuchen, mit

unterschiedlichen Opfern ihr Glück so zu relativieren, daß die Erinnyen, also die Rachegöttinnen, davon absehen, die eigentlich vorgesehene Strafe auszuführen. Beide können jedoch ihrem Schicksal nicht entinnen. Hier verschmelzen ödipale Rivalität und die Bedrohung des Sohnes durch den Vater in der Person des Polykrates zu einem Motiv.

Auch Leon Wurmser (1993) nimmt bezug auf Schillers Ballade und stellt seinem Kapitel 10 den entsprechenden Vers voran:

*„Mir grauet vor der Götter Neide:
Des Lebens ungemischte Freud
Ward keinem Irdischen zuteil.“*

In der ausführlich referierten Analyse eines Patienten schreibt er im Fazit (S. 371):

„Erfolg bedeutet Trennung und damit etwas Verbotenes. In der Vermeidung von Rivalität und Konkurrenz liege die alte Sicherheit. ... Es sei... ganz besonders dies: ihren (der Mutter, S. B.) Neid zu vermeiden, denn sie ist sehr neidisch. Darum ist es ihm unmöglich, Erfolg zu haben. ... Die Mutter könnte neidisch darauf sein und mit mörderischer Wut reagieren.“

In diesem Zusammenhang geht Wurmser auch auf den Ikarus-Mythos und „Baumeister Solness“ ein (S. 379) und faßt zusammen:

„Im Zusammenhang mit intensiven, namentlich ödipalen Rivalitäten finden wir die Phantasie, wohl eine Variante der narzißtischen Phantasie von der Überschreitung der Grenzen und dem Zerschneiden der Schranken: statt daß ich der ausgeschlossene und gedemütigte Dritte bin, bin ich der ausschließende und siegende Erste; statt in schmerzlicher Weise der Nichtwissende zu sein, bin ich der Verwalter der Geheimnisse, der Machtvolle. Statt der neidische Kleine und der sich schämende Junge zu sein, bin ich nun der beneidete Große, der alle Rätsel löst.“ (S. 380)

Im Individuum werde alsdann, so Wurmser weiter unten, eine Kombination zweier „Grundgleichungen“ dynamisch bedeutsam:

Erfolg = Trennung = Beneidetwerden = Tötung und Neid = Sterben = Schuld; (Seite 381)

2.3 Neidische Eltern im Märchen

Im Volksmärchen, wie wir es z. B. aus den Überlieferungen der Brüder Grimm kennen, sind die neidvollen Elternfiguren (sowohl als solche benannt als auch symbolisiert in Feen, Hexen, Zauberer etc.) zahlreich; Bettelheim (1980) hat darauf hingewiesen, daß die im

Märchen übliche Aufspaltung in böse (Stief-) und gute Mutter dem Kind hilft, die Realität der sowohl guten als auch bösen Mutter zu verkraften und als Brücke zur Integration beider Mutter-Wahrnehmungen dient. (S. 133)

- Schneewittchen wird von der neidischen Stiefmutter/Königin, als die Vernichtung nicht klappt, mit tödlich gemeintem Haß verfolgt, weil der Spiegel (!) ihr sagt, Schneewittchen sei „tausendmal schöner ...“.
- Im „Dornröschen“-Märchen taucht die zu kurz gekommene (nicht eingeladene) Fee/weise Frau, auf, nachdem all die Gaben genannt sind, die die Königstochter für ihr Heranwachsen von den guten Feen „in die Wiege gelegt“ bekommt – und wünscht ihr, der Tod möge sie an der Schwelle zum Frausein ereilen; „Dornröschen“ kann so auch als symbolhafte Darstellung der widersprüchlichen elterlichen bzw. primär der mütterlichen Affekte an der Wiege der Tochter gelesen werden – lauter von Herzen gute Wünsche, aber: Untersteh’ dich, mir als Frau wirklich Konkurrenz zu machen! (Wie tröstlich, daß die letzte gute Fee ihren Wunsch noch nicht gesprochen hat und den Todesfluch zum 100jährigen Schlaf abmildern kann – ist dies die Zeitspanne, die die Mutter braucht, um sich mit dem eigenen Alter zu versöhnen oder zumindest abzufinden?)
- die Hexe, die in „Jorinde und Joringel“ alle jungen Mädchen in Nachtigallen verwandelt und in Käfige sperrt;
- die Hexe, die Rapunzel zunächst eingesperrt hatte („als sie zwölf Jahre alt war“!) und, nachdem sie dennoch Kontakt zum anderen Geschlecht aufgenommen hat, ihr wutentbrannt das Haar abschneidet;
- die Stiefmutter, die den Geschwistern in „Brüderchen und Schwesterchen“ das Leben zur Hölle macht und nach deren Flucht die Quellen vergiftet, schließlich sogar das Mädchen, das durch Heirat Königin geworden ist, mit Mordversuchen heimtückisch verfolgt und seines Kindes beraubt;
- die hartherzige Mutter in „Hänsel und Gretel“, die, bleibt man auf der Oberfläche der Geschichte, aus reinem „Futterneid“ die Kinder im Wald verhungern lassen will;

- nicht zu vergessen „Aschenputtel“, eine Geschichte, in der die nach allen Regeln der Kunst gedemütigte Tochter letztlich doch triumphiert und die (Stief-)Mutter mit samt deren Töchtern zunächst bei den drei Ballveranstaltungen im Schloß erblassen läßt und dann, vom Prinzen erkannt, endgültig hinter sich läßt.

Der väterliche Neid oder vielmehr: das väterliche Bedrohtheitserleben gegenüber dem heranwachsenden jungen Mann findet sich häufig in Gestalt böser Zauberer, die besiegt werden müssen, weil sie die begehrte Prinzessin gefangen halten oder die jungen Männer in Tiere verwandeln und sie damit als männliche Rivalen zu neutralisieren versucht haben.

- In „Schneeweißchen und Rosenrot“ hat der böse alte Zwerg, dem ständig Mißgeschicke passieren, dem Prinzen seine Schätze gestohlen und ihn in einen Bären verwandelt.
- Auch der Frosch am Teich der Prinzessin ist ein von einem bösen Zauberer verwunschener Prinz.
- Der wütend heimkehrende Riese („Ich rieche, rieche Menschenfleisch!“) bedroht die zuvor von der „Mutter“ (der Frau des Riesen) umsorgten Kinder in „Die Sieben-Meilenstiefel“. Der kleinste (!) sorgt mit des Riesen Ausstattung, den Stiefeln, schließlich für dessen Entmachtung und sein eigenes und seiner Geschwister Fortkommen.
- Auch der diebische Wirt, der in „Tischlein deck' dich“ die drei Söhne um ihre in der Lehrzeit verbuchten Erfolge (in Form der drei Wunder-Utensilien) bringen will, könnte als Symbolisierung der abgespaltenen väterlichen Neid- und im Grunde Kastrationsimpulse gedeutet werden.

Eine Sonderposition möchte ich dem Märchen „Die Kristallkugel“ aus der Grimm'schen Sammlung zuweisen. Es beginnt:

„Es war einmal eine Zauberin, die hatte drei Söhne, die sich brüderlich liebten; aber die Alte traute ihnen nicht und dachte, sie wollten ihr ihre Macht rauben.“

Unter den mir bekannten ist dies das einzige Märchen, in dem sich eine Mutter in ihrer Macht von den Söhnen gefährdet fühlt; es enthält jedoch zudem die Figur des bösen Zauberers, der die Prinzessin gefangen hält, die der dritte Sohn befreien kann, weil er der Mutter entflohen, bevor sie ihn wie die beiden anderen in ein Tier verwandeln konnte (den ersten hatte sie in einen Adler – „der mußte auf einem Felsenberg hausen“ –, den zweiten in einen Walfisch – „der lebte im tiefen Meer“ – verwandelt. Teile und herrsche ...). In der mir

vorliegenden Fassung sagt der Zauberer, nachdem der jüngste Sohn die verzauberte Königstochter im Schloß der goldenen Sonne gefunden und mit Hilfe seiner Brüder befreit hat:

„Meine Macht ist zerstört, und du bist von nun an der große König vom Schloß der goldenen Sonne. Auch deinen Brüdern kannst du die menschliche Gestalt damit zurückgeben.“
(Drewermann 1991)

Meines Erachtens wird durch den Schluß offenkundig: Mutter – Zauberin und diese Zauberer gehören zusammen.

Die Aufzählung bleibt in diesem Rahmen unvollständig und in der Auswahl willkürlich – impressionistisch. Es sei dazu bemerkt, daß der von mir hier gewählte Blickwinkel die bereits veröffentlichten tiefenpsychologischen Deutungen nicht konterkarieren will, sondern sich ihnen ergänzend zur Seite stellt (z. B. jener von Bettelheim 1975; Kast 1989, Drewermann 1985). Bekanntermaßen sind Symbolbilder und -gestalten, und um solche handelt es sich hier, mehrfach determiniert und auf verschiedenen Ebenen (z. B. subjekt- und objektstufig) deutbar. Die hier skizzierten Zusammenhänge beziehen sich ausschließlich auf die Deutungsebene der Objektbeziehungen und ihrer frühen Determinanten.

In der Frauenliteratur der Achtzigerjahre gab es verschiedene Veröffentlichungen, die sich mit dem Motiv der neidischen Mutter als Verhängnis für die Tochter auseinandersetzen. Exemplarisch möchte ich hier nur Colette Downing „Der Cinderella-Komplex“ (1981) und Betty Cohen: „The Snow-White-Syndrome: All about envy“ (1986) nennen. Die Märchenfiguren im Titel mögen belegen, als wie lebensnah die Autorinnen die alten Geschichten ansahen.

3. Neidkonzepte in der Psychoanalyse

Sigmund Freud nennt in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921) den Neid als ursprünglich in der Geschwistersituation auftauchend, in der er abgewehrt werden muß und schließlich zum Solidaritätsgefühl modifiziert wird. Auch im größeren Gesellschaftszusammenhang deutet er das Gemeinschaftsgefühl als Abwehr eines ursprünglichen Neides: „Keiner soll sich hervortun wollen, jeder das gleiche sein und haben“ (ebd.). Zu kritisieren ist dieser Ansatz nach Kardiner deshalb, weil Freud die Neid-Aggression im Instinktbereich ansiedelt: „Er kann deshalb Ungleichheiten in der Verteilung von Reichtum und Gütern nicht als eine Quelle der Aggression ansehen ...“ (Kardiner zitiert nach Schoeck 1977, S. 42). Schoeck meint, der Geschwisterneid sei der „früheste und mächtigste in der Entwicklung des Individuums“ (S. 44). Natürlich steht auch, wenn man sich mit Neid bei Freud beschäftigt, die Erwähnung des Penisneides an; man mag diesen als einen Spezialfall des Geschwisterneides betrachten, wie dieser verbunden mit heftigen Haßgefühlen gegenüber dem ungerechten oder versagenden Elternteil (im Fall des Penisneides die Mutter).

In ihrem Beitrag „Haß, Gier und Aggression“ sagt Joan Riviere (1937):

„Grundziel des Lebens ist es, zu leben, und zwar angenehm zu leben. Um das zu erreichen, versucht jeder von uns, mit den destruktiven Kräften in sich selbst fertig zu werden ..., daß sich für ihn ein Höchstmaß an Lebenssicherheit – und Lustausbeute – ergibt.“

Neidgefühle ordnet sie dort ein, wo Furcht entsteht, die nötige Sicherheit zu verlieren:

„Das Bedürfnis, sich innen und außen gegen Verlust und Gefahr zu schützen, verführt manche Menschen dazu, alles Gute, dessen sie habhaft werden können, aufzuhäufen und zu horten, was im ständigen Kreislauf von Begierde, Versagung und Haß wiederum zu Neid führen kann ... sobald man nämlich ein starkes Bedürfnis nach viel entwickelt hat, ist klar, daß Vergleiche angestellt worden sind.“

Alle Vergleiche führt Riviere auf den Ur-Vergleich zwischen „lustvollen guten Zuständen des Behagens“ und „schmerzvollen Haßgefühlen“ zurück: „Alle Vergleiche haben mit jenem Vergleich begonnen“ (S. 38). Auch Riviere nimmt angeborene Ausprägungen „der Liebes- und Haßtendenzen“ (S. 10) und damit des Neides, zu dem ein Mensch fähig ist, an, sieht sie jedoch in lebenslanger Wechselwirkung mit dem „Umwelteinfluß, dem jeder Mensch sein

Leben lang ausgesetzt ist.“ (S. 10) Wie oral-anale Gier als Versuch, innere Desintegration abzuwehren, scheitern kann und das Individuum vom Neidaffekt überflutet wird, beschreibt Riviere in, wie ich finde, beeindruckender Klarheit:

„Die mit Gier ersehnten guten Dinge „haben letztlich in der Tiefe unserer Seele nur eine einzige Bedeutung. Sie ... gelten uns, sofern wir sie erlangen, als Beweis, daß wir selbst gut sind und somit wert, geliebt zu werden, das heißt, sie dienen uns als Schutz gegen die Angst vor innerer Leere und vor schlimmen Triebregungen, die einem das Gefühl geben, für uns wie für andere böse und mit Bösem angefüllt zu sein. ... einer der Hauptgründe, warum ein Verlust, gleich welcher Art, so schmerzlich sein kann, ist die unbewußte Gegenvorstellung, daß wir als guter Dinge unwürdig dastehen und so unsere tiefsten Befürchtungen wahr werden. Wenn ein Mensch, dessen Sicherheitsgefühl weitgehend auf Gier beruht – auf dem Gefühl, soviel gute Dinge, wie er braucht, zu besitzen oder erwerben zu können, – sieht, daß ein anderer mehr hat, stürzt das zu seinem Selbstschutz errichtete Sicherheitsgebäude ein; ... nicht nur bildet er sich ein, daß sein unbewußter, ihn schützender Abwehrmechanismus verschwunden ist, sondern auch, daß andere, die mehr besitzen, ihm geraubt haben müssen, was ihm das „verlorene“ Sicherheitsgefühl gab. Daher wird Neid als so außerordentlich schneidend und bitter empfunden, als ein Zwang, sich berauben und verfolgen zu lassen.“

In Melanie Kleins Theorie der frühkindlichen Entwicklung, die ich hier nur im Ausschnitt und oberflächlich skizzieren kann, stört der frühe Neid die in der paranoid-schizoiden Position wichtige Spaltung in ein ideales und ein verfolgendes Objekt. Das ideale, gute Objekt – die Brust – muß viel mehr angegriffen, zerstört werden, weil es Neid erweckt. Somit gibt es kein Idealobjekt für die positiven Identifizierungsprozesse, keine Hoffnung, daß ein ideales Objekt gegen die Angst helfen könnte; zusätzlich entstehen Schuldgefühle. Weil keine unzerstörten Idealobjekte vorhanden bleiben, kann das Individuum dann keine guten Persönlichkeitsanteile integrieren:

„Der Neid verhindert eine gute Introjektion, und das wiederum vermehrt den Neid.“ (Segal 1964, S. 63)

Nach Melanie Klein wird der Neid auf die mütterliche Brust und deren Fähigkeit, scheinbar grenzenlos zu nähren, zum Wunsch, die Brust (das gute Objekt) zu verderben, worauf später Penis- bzw. Gebärneid und schließlich ein umfassender Neid auf die Schaffenskraft anderer Menschen überhaupt erwächst. (Segal 1964)

In „Liebe, Schuldgefühl und Wiedergutmachung“ (1974) geht Melanie Klein auch auf das Verhältnis von Mutter und Vater zum heranwachsenden Kind ein. Doch obwohl sie bemerkt, daß Mutters Haltung zum älteren Kind mehr oder weniger durch die Haltung beeinflußt wird, die sie zu ihren eigenen Geschwistern etc. hatte, bleibt sie, die sonst Neidgefühle präzise benennt, hier erstaunlich vage:

„Sehr leicht können Schwierigkeiten dieser frühen Beziehungen die Gefühle zum eigenen Kind stören, insbesondere dann, wenn es Reaktionen und Züge entwickelt, die in der Mutter solche Schwierigkeiten wieder aufrühren. Eifersucht und Rivalität im Verhältnis zu den Geschwistern haben Todeswünsche und aggressive Phantasien entstehen lassen, in denen diese verletzt und zerstört worden sind. Sofern die durch diese Phantasien verursachten Schuldgefühle und Konflikte nicht Übergewichtig sind, können die Wiedergutmachungstendenzen stärker zum Zuge kommen und die mütterlichen Gefühle sich voll auswirken.“ (S. 99)

Anschließend führt Klein aus, daß die empathische Mutter es mit ihrem Wiedergutmachungstrieb gelegentlich übertreibt, was zu einer „völligen Selbstaufopferung führen kann, die für das Kind sehr nachteilig ist“ (S. 100). Dies wird noch genauer ausgeführt, und erst dann wird geschildert, wie eine „nicht allzu tief in die kindliche Gefühlswelt verwickelte und identifizierte“ Mutter das Kind in hilfreichster Weise zu leiten weiß. Eine Seite später nennt Klein es eine besonders harte Probe für die Mutterliebe, wenn die Kinder „in das Jugendalter eintreten“ (S. 101). Es geht dann darum, daß die Mutter die zentrifugalen Tendenzen der Kinder als schmerzlich erleben könnte, was ihr eine besonders große Liebesfähigkeit abverlangt, um den Kindern dennoch die Freiheit zu lassen, die notwendigen Entwicklungen eigenständig zu vollziehen. Auch alle weiteren Schilderungen dieses Kapitels drehen sich ausschließlich um die ideale, voll liebesfähige und die Kinder voll befriedigende Mutter, die sich mit ihren heranwachsenden Kindern identifiziert. In gleicher Weise verfährt Melanie Klein mit der Darstellung der Vaterrolle. Im Kapitel „Schwierigkeiten in Familienbeziehungen“ findet sich schließlich der Satz:

„Auch hier gilt: wenn der eine oder beide Partner gegenüber den Geschwistern starke Rivalitäts- und Eifersuchtsgefühle entwickelt haben, so kann sich dies im Zusammenhang mit den Leistungen und der Entwicklung der eigenen Kinder wiederholen.“ (S. 105)

Darauf geht Klein allerdings nicht näher ein, sondern nennt im nächsten Satz die problematischen Eltern, die von ihrem Kind besondere Leistungen als Sicherheit für sich

selber erwarten. Wieso nach der ausformulierten Vorstellung, primärer Neid entwickle sich zu einem Neid gegenüber aller Schaffenskraft, nicht verbunden wird mit diesen Erkenntnissen, daß Eltern unter Umständen ihre heranwachsenden Kinder auf der Geschwisterebene wahrnehmen, ist nicht ersichtlich; es scheint, Melanie Klein hat hier entgegen ihrer sonstigen Arbeitsweise einen wichtigen Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen nicht zu Ende gedacht.

Von der Sichtweise des Neides als einer angeborenen Komponente des Aggressions- oder Todestriebs distanziert sich Joffe 1969. Meine folgenden Ausführungen orientieren sich an seinem Artikel „A critical revue of the status of the enry concept“ (1969).

Joffe setzt sich ausführlich mit der kleinianischen Sicht von Neid als dem Menschen angeborene oral- und analsadistische Motivationslage mit konstitutioneller Basis auseinander. Die Kleinianer sprächen von Neid in der frühesten Lebensphase, als sei er beobachtbar und eine nachprüfbare Tatsache, was Joffe für nicht zulässig hält.

Joffe weist daraufhin, daß bereits Eisler (1921) Neid als Abkömmling des oralen Instinktes betrachtet und den Objektbezug betont hat:

„Neid als solcher scheint mir immer ein narzißtischer Seitenstrom zu sein, der sich aus dem oralen Instinkt ergibt ... wo auch immer wir Neid in einer frühen Phase beobachten können, ... finden wir, daß er sich nur gegen Menschen richtet, zu denen gleichzeitig eine libidinöse Bindung besteht“ (zitiert nach Joffe 1969, S. 533).

Joffe meint, daß Freud selbst die Triebe per se als prinzipiell nicht beobachtbar ansah (Freud 1915) und stellt dann fest: In der kleinianischen Theorie liebt und haßt das Kind nicht nur von Geburt an, sondern zeigt, wenn auch unvollständig, einen außerordentlich komplexen, objektbezogenen Satz angeborener neidischer und anderer Haltungen („attitudes“ – Übersetzung von mir, auch im folgenden, S.B.). Daher stehe oder falle das kleinianische Konzept des angeborenen Neides mit der Validität der kleinianischen Grundannahme.

Joffe meint zudem, Neid als isoliertes Phänomen zu betrachten, sei in verschiedener Hinsicht problematisch, denn einiges dazu sei sicher ergiebiger unter anderen Themen zu diskutieren: z. B. unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung und Struktur dauerhafter objektbezogener Charakterzüge (S. 534) oder im Rahmen der Psychologie der Emotionen (feeling-states) von Kindern und Erwachsenen oder auch im Rahmen ethnologischer Studien zum Besitzverhalten wie Abraham es bereits 1921 vorgeschlagen hatte.

Trotz der hohen klinischen Relevanz, so meint Joffe, handelt es sich beim Neid nicht um ein einheitliches Phänomen. In seinem Aufsatz geht er dem, was wir klinisch als bewußten oder unbewußten Neid kennen, unter verschiedenen Gesichtspunkten nach.

Im Abschnitt „Neid, psychosexuelle Entwicklung und Narzißmus“ schildert Joffe, wie sich Freud noch bevor er die Theorie vom Affektstau durch die Theorie der Triebe ersetzte, zunehmend mit der kindlichen Rivalität gegenüber Eltern und Geschwistern beschäftigte. In der „Traumdeutung“ (1900) tauchte Neid als universelles Phänomen der Kindheit und im Zusammenhang mit dem Ödipus-Komplex auf: hier als unlösbar triebgebunden.

Der Penisneid wurde in Freuds Arbeiten zunehmend als sowohl von unmittelbar libidinösen Impulsen als auch von der erlebten narzißtischen Verletzung des Ich determiniert gesehen. (Freud 1908, 1914) Im Hinblick auf präödicale narzißtische Wunden sagte Freud (1933), daß der Entzug der mütterlichen Brust beim Abstillen als schmerzlicher Entzug der Liebe erlebt wird – der Lieber die nun real oder phantasiert die Geschwister oder der Vater bekommen. Joffe sieht hiermit belegt, daß Freud den Neid stets als sekundäre Erscheinung und nicht als primär instinktmotiviert betrachtet.

Abraham (1920) arbeitete die Beziehung zwischen Neid und Aggression heraus und betont den Impuls, den Beneideten zu berauben:

„Ein feindseliges Gefühl gegenüber dem anderen verbindet sich mit dem Impuls, das Objekt des Begehrens wegzunehmen. Verbinden sich diese beiden Reaktionsweisen, so entsteht Neid.“ (ebd.)

Neben der weitläufigen Literatur zum weiblichen Penisneid, auf die hier nicht weiter einzugehen ist, nannte Greenacre (1953) auch den „little penis complex“ bei Jungen und Männern. Sie meinte, in jedem Fall sei bei Patienten, deren Pathologie die anatomischen Unterschiede zum Thema hat, immer die narzißtische Abwehr im Zentrum der Therapie.

Unter der Überschrift „Neid und Charakterformation“ nennt Joffe jene Charakterzüge, die in der Regel mit Neid assoziiert werden und dem Besitzverhalten zugeordnet werden: Nehmen, Behalten, Geben. Freud beschrieb dazu den analen Charakter und seine Reaktionsbildungen (1908), Jones arbeitete diese (1913, 1918) aus und wurde von Abraham (1921) ergänzt: „anale“ Verhaltens- und Erlebnisweisen haben häufig auch ihre Wurzeln in frühen, oralen Determinanten, die für die spätere soziale Entwicklung wichtige Balance zwischen Geben und Nehmen, die Lust, zu besitzen und aufzugeben in frühen oralen Phase (Joffe S. 533). Bei gravierenden Frustrationen in dieser Phase können narzißtische

Fixierungen und ein ausgeprägtes Interesse am Besitz entstehen, vor allem am Besitz anderer, was Haßimpulse gegen den Bessergestellten auslöst – die typische Kombination, die wir Neid nennen. Gelingt die oben genannte Balance nicht, so wird das Individuum

„zu begehrllich oder begierig während der späteren Phasen, und so in ständiger Gefahr sein, erneut enttäuscht zu werden, was für abnormal ausgeprägte Ambivalenzgefühle und übergroße Tendenz zu Neid prädestiniert.“ (Joffe, ebd.)

Glover (1924) bezeichnet Ungeduld, Neid und Ehrgeiz als „orale Triade“ und beschrieb den „oral frustrierten Typ“, der stets mit einem Grundgefühl von Ungerechtigkeit, Hader, dem Unwillen zu teilen und mit akutem Neid lebt. Dabei betont er, daß die Phasen der psychosexuellen Entwicklung sich überlagern und das orale Primat daher nur relativ sein könne, und Joffe ergänzt, daß aus der Interaktion von Konstitution, fortschreitender Triebentwicklung, verschiedenen Phasen psychosexueller Entwicklung, Umwelteinflüssen und narzißtischen Störungen zahlreiche Ergebnisse resultieren können. Neid sei dabei nur eine von zahlreichen Möglichkeiten.

Die kleinianische Sichtweise kennzeichnet nach Joffe, daß Klein Freuds spekulative Überlegungen zum Todestrieb wörtlich nahm und feststellte, er wirke von Geburt an als ständige Quelle von Angst. Diese basale Angst sei der Motor der libidinösen Entwicklung. So mußte sie annehmen, daß Trieb- und (Partial-) Objekterleben von Anbeginn in gut und böse zerfällt.

Klein postulierte:

„Orale Frustration bewirkt im Kind das unbewußte Wissen, das seine Eltern sich nun gegenseitig Lust bereiten, wobei in diesem Fall orale Lust angenommen wird. Unter dem Druck der eigenen Frustration reagierte es auf diese Phantasien mit Neid auf die Eltern.“ (Klein 1932)

Joffe macht deutlich, daß Klein hier die ödipale Situation in die allerersten Lebensmonate verlegt, was er nicht haltbar findet. Auch in „Neid und Dankbarkeit“ findet sich das Postulat vom „Neid von Geburt an“, und zwar gegenüber der nährenden Brust der Mutter.

Das Neugeborene

„fühlt, daß die Gratifikation, die ihm entzogen wurde, von der Brust, die es frustriert hat, für sich behalten wurde.“ (zitiert nach Joffe S. 538)

Die Konsequenz in kleinianischer Sicht sei ein „neidisches Verderben des Objekts“. Alternierend dazu geht Joffe davon aus, daß das Neugeborene nur über ein relativ undifferenziertes Sensorium verfügt, das nur grob zwischen Lust- und Unlustgefühlen unterscheidet. Damit fällt der Blick auf die im Prozeß der Entwicklung wachsende Differenzierung des primitiven Sensoriums als Interaktion zwischen angeborenen Prozessen und subjektiven Erfahrungen. Der Autor betont, daß dieser Differenzierungsprozeß Zeit braucht und daß mittlerweile bekannt sei, daß die dauerhafte Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen Selbst und Objekt und zwischen Frustration und Befriedigung nicht vor Erreichen des 2. Lebensjahres gewährleistet scheint.

Da Neid, wie er als Affekt, Haltung oder Charakterzug konzipiert wird, eine relativ konstante Unterscheidung zwischen Selbst und Objekt voraussetzt, kann auch das Erleben von Neid nicht vor dieser Entwicklungsstufe anzunehmen sein. Joffe zitiert hierzu Hartmann (1939), der Intentionalität, ebenfalls eine Komponente des Neides, in frühesten Ansätzen im 3. Lebensmonat, die Wahrnehmung eines konturierten Objekts aber nicht vor dem 5./6. Lebensmonat ansiedelt und die Entwicklung dieser Fähigkeit erst am Ende des 1. Lebensjahres für abgeschlossen hält.

Eingedenk der Idee vom Neid als Folge narzißtischer Wunden meint Joffe:

„Das narzißtische Wohlbefinden des Kindes ist stark abhängig von der konstituellen Stärke des oralen Triebes, der Angepaßtheit der Reizschranke, den effektiven Wahrnehmungsfunktionen des Ich und den adäquaten Umweltfaktoren (z. B. der „hinreichend guten“ Mutter nach Winnicott 1965)“ (Joffe S. 540).

Frühe Störungen in diesem Bereich führen zu übermäßig aggressiven Impulsen, die gegen das Selbst gerichtet werden – mit den entsprechenden psychodynamischen Konsequenzen. Es entsteht unter anderem eine phantasierte massive Unfähigkeit – eine konstante Quelle von Neid. Joffe zufolge beinhaltet eine solche narzißtische Störung einen permanenten Vergleich zwischen dem Subjekt mit einem basalen Gefühl von Selbst-Entwertung (oder: Schlechtsein) und dem bewunderten Objekt. Hier sind also Neid und Bewunderung als eng miteinander verknüpft zu erkennen (Joffe ebd.). Der Prozeß der Selbstentwertung beinhaltet – individuell unterschiedlich – auch überhöhte Schuldgefühle, Gefühle der Hilflosigkeit, Ohnmacht und Impotenz. Kernberg (1978) hat die Erscheinungsformen und Auswirkungen dieses Neides in der Therapie von borderline-Patienten beschrieben.

Neid ist also, so Joffe,

„eine komplexe, objekt-bezogene Haltung oder Tendenz, die sich aus verschiedenen Komponenten zusammen setzt. Sie setzt eine bestimmte Ebene der Ich-Entwicklung voraus. Obwohl Es-Anteile notwendig enthalten sind, verdankt sich die spezifische Qualität des Neides dem Beitrag des Ich. Neid enthält auch einen motivationalen Antrieb, doch der allein reicht nicht aus, um Neid hinreichend zu definieren. ... Neid benennt das Gefühl: Ich will haben, was du hast und was ich nicht besitze. Und das kann auf allen Ebenen der psychosexuellen Entwicklung angesiedelt sein: der oralen, analen und der phallischen (S. 540/541).

Joffe diskutiert ferner die Beziehung zwischen Neid und Aggression („... not a simple one ...“) und Neid und Regression, worauf ich hier nicht näher eingehe. Er betont, wie häufig die klinische Praxis erweist, daß im Gegensatz zur kleinianischen Annahme die aggressive Bestrebung beim Neid nicht primären sondern sekundären Charakter als Reaktion auf Frustration und Angst hat.

Abschließend betont Joffe den oben bereits angedeuteten ambivalenten Charakter der Neidgefühle. Feindseligkeit und Ablehnung einerseits, Bewunderung, d. h., libidinöse Bindung, andererseits. In zwei Fallschilderungen belegt er, wie die Deutung des Neides mit beiden Komponenten den Patienten ermöglichte, eigene Bestrebungen in Gang zu setzen und mehr Zufriedenheit zu entwickeln. Hier bemerkt er:

„Besitzgier und die damit verbundenen Neidgefühle sind komplexe soziale Reaktionsweisen und dürfen nie auf rein triebbedingte Quellen reduziert werden“ (S. 542).

Er zitiert dazu auch Susan Isaacs (1948), die bemerkte, daß häufig nicht der Gegenstand, sondern die besitzende Person im Zentrum des Neides steht.

„Was so verzweifelt begehrt wird, wird vielleicht nur deshalb begehrt, weil jemand anderes es besitzt oder haben will.“ (S. 542)

Etwas, was lange ohne Bedeutung war, wird plötzlich wichtig und wertvoll, wenn eine andere – wichtige – Person sich daran interessiert zeigt.

Aus der Sicht des Ich ist Neid eine Reaktion auf schmerzliches Erleben verletzter Selbstachtung, auf der Ebene der Repräsentanzen ist Neid eine Antwort auf das schmerzliche Erleben einer Diskrepanz zwischen dem Stand des Real-Selbst und dem des Ideal-Selbst – das sich seinerseits orientiert an einem bewunderten Objekt oder an Standards,

die die Bezugspersonen des Individuums gesetzt haben. Allerdings ist nach Joffe Neid nur eine mögliche Reaktion auf das Erleben dieser Diskrepanz, Depression wäre z. B. ebensogut möglich. Neid enthält zwar die Mobilisierung von Aggression, ist aber „mehr als eine bloß aggressive Reaktion“. Er enthält Wut, Haß und Ressentiments, ist aber mehr als dies. Er enthält einen Teil Bewunderung, ist aber auch mehr als Bewunderung. Häufig ist Neid das diametrale Gegenteil von Depression, denn jemand, der neidisch ist, hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben: die „Phantasie, eines Tages das zu besitzen, was er entbehrt.“ (S. 544)

Bricht die Neidreaktion zusammen, so drohen dem Individuum, so Joffe, Depressionen, psychosomatische Erkrankungen oder paranoide Episoden. So gesehen kann Neid, wenn er nicht von dem Impuls beherrscht ist, das bewunderte/beneidete Objekt zu zerstören, eine schützende Abwehr und zugleich Ansporn zur Fortentwicklung sein.

Im Hinblick auf das Thema dieser Arbeit läßt sich nun vermuten, daß die Neidgefühle bei Eltern sich in Genese und Ausformung nicht sonderlich von denen unterscheiden, die wir soeben skizziert fanden; es ist also eine gewisse konstitutionelle Komponente im Verbund mit dem frühen eigenen Trieb- und sozialen Schicksal, das Eltern dazu disponiert, mehr oder weniger Neid zu entwickeln, wenn ihre Kinder heranwachsen. Eine Entsprechung findet sich meines Erachtens zwischen dem ambivalenten Charakter der Neidgefühle und dem ambivalenten Charakter der Eltern-Kind-Beziehung. Ein Spezifikum des Neides in der Eltern-Kind-Beziehung überhaupt besteht allerdings darin, daß Eltern in der Regel die von Joffe zuletzt angeführte Hoffnung „eines Tages habe ich auch“ ... eben gerade nicht haben können. Man könnte sagen, es ist ihre Aufgabe, sich mit den Möglichkeiten, die ihnen erreichbar sind, zu trösten und zu versöhnen, wenn die Beziehung zum Kind nicht dauerhaft belastet bleiben soll. Echter Trost wird aber wohl nur möglich sein, wo eine gründliche Auseinandersetzung mit den schmerzlichen Verlusten und Defizitgefühlen der Lebensmitte, wie sie Stierlin (1975) beschreibt, stattgefunden hat.

Eine eingehende Würdigung der Arbeiten von Kernberg, Fromm, Wurmser und Kohut zum Thema Neid ist in diesem Rahmen nicht möglich. Nicht versäumen möchte ich jedoch einen Hinweis auf die Tatsache, daß Winnicott (1949) in seiner Schrift „Haß in der Gegenübertragung“, folgt man Alice Miller, als erster mit ungewöhnlicher Selbstverständlichkeit davon sprach, daß die Mutter ihren Säugling von Anfang an auch haßt. Die Gründe, die er dafür nennt, sind so recht aus dem Leben gegriffen: das Baby gefährdet durch Schwangerschaft und Geburt Leben und Gesundheit der Mutter, es stört ihr

Privatleben, es tut ihr beim Stillen weh,

„es ist erbarmungslos, behandelt sie wie Dreck, wie eine unbezahlte Magd, eine Sklavin, sie muß es lieben, selbst seine Exkreme, zumindest am Anfang.“

Es ist egoistisch und alles beherrschend, die Mutter muß sich nach ihm richten und ständig aufmerksam und bedacht sein. Es würdigt nicht, was sie tut oder für es opfert, es ist mißtrauisch, verweigert selbst die gute Nahrung, die sie ihm bereitet hat und „erweckt damit in ihr Zweifel an sich selbst, ißt aber bei der Tante mit gutem Appetit. Nach einem grauenhaften Morgen geht sie mit dem Kind hinaus, und es lächelt einen Fremden an, der sagt: „Ist es nicht süß?“ (S. 88).

Winnicott resümiert:

„Eine Mutter muß fähig sein, ihren Haß auf ihr Baby zu ertragen, ohne ihn in ihre Handlungen einfließen zu lassen.“ (S. 89)

Hier spannt sich der Bogen zur Rolle des Therapeuten, wie sie im letzten Abschnitt dieser Arbeit eingehender zur Sprache kommen soll (Die Kenntnis „Haß in der Gegenübertragung“ verdanke ich Dr. J. Kind, der mir den Text zu Beginn meiner Tätigkeit am LKH Tiefenbrunn an die Hand gab).

4. Elternneid in einzelnen Veröffentlichungen psychoanalytischer Autoren

Die nachfolgend genannten Beiträge berühren in der einen oder anderen Weise, wenn auch nicht als zentrales Thema, die Möglichkeit, daß Eltern ihren Kindern gegenüber Neid empfinden. Immer handelt es sich hierbei um den Neid gegenüber gleichgeschlechtlichen Kindern.

4.1 Hans Friedrichs

Der „Schwiegermutter-Konflikt“ der jungen Frau. Eine gynäkologisch-psychologische Studie (in: Psyche 1951, S. 545 – 554).

Friedrichs referiert aus seiner gynäkologischen Praxis mehrere Fälle von Patientinnen mit funktionellen Störungen des gynäkologischen Bereichs, bei denen er auffällig oft als krankmachende seelische Belastungen Differenzen und Streitigkeiten mit der Schwiegermutter fand. Besonders konfliktbeladen war die Beziehung in jenen Fällen, wo die Patientin zu ihrem Ehemann in das Haus der Schwiegereltern gezogen war, was in der Nachkriegszeit noch weit häufiger vorkam als heutzutage. Friedrichs fragt, welche psychologischen Faktoren für die Häufigkeit dieser Konflikte in seiner Praxis bestimmend sein mögen und stellt fest: „Der Sinn des Konfliktes ist der Kampf um den Mann“ (S. 548). Er sieht auf der einen Seite die Mutter, die ihren Sohn übermäßig bindet und „zumeist selbst unerfüllt und unbefriedigt auf Grund mangelnder Selbstgestaltung“ ist. Voll entfalten könne sich diese überfürsorgliche Haltung der Mutter jedoch nur dort, wo ihr der Sohn entsprechend entgegenkommt: „Als Gegenstück der herzenguten, liebevollen und treusorgenden Mutter findet sich dann der „brave Sohn“ (S. 549). Der Ehefrau wird dann „etwa die Rolle und der Rang einer Hausangestellten zugeordnet“ (S. 550). Der Autor spricht nicht von Neid, sondern von der „beiderseitigen Rivalität um den Mann“: ... „Der Kampf wärt in seiner eigentümlichen Schärfe eben so lange wie die Haltung des Mannes unentschieden ist“ (ebd.).

Hier also ist eine Mutter in die Geschwister- oder peer-group-Rivalität geraten, was Friedrichs jedoch nicht so benennt. Wie weit Schwiegermütter in der Bekämpfung der jungen Ehefrau gehen können, zeigen die Fallgeschichten von Friedrichs doch drastisch: nachdem eine junge Frau durch die Geburt des ersten Kindes in gewisser Weise die Oberhand gewinnt, streut die Schwiegermutter im Ort das Gerücht aus, das Kind müsse von

einem fremden Manne sein, da ihr Sohn impotent sei. Eine andere Schwiegermutter veranlaßte die junge Frau wiederholt zu Abtreibungen, nach Mißerfolgen sogar noch im 5. Monat mit nachfolgender schwerer Erkrankung der Patientin. Der Autor betont jedoch, daß nur junge Frauen mit einer eigenen emotionalen Insuffizienz in solchen Konstellationen landen und betont:

„Daher verbildlicht die Gestalt der Schwiegermutter dann nicht allein den äußeren Widerstand, der sich der Verwirklichung der eigenen Seinsbestimmung entgegenstellt, sondern zugleich deren innere Hemmung aus eigenem Unvermögen“ (S. 554).

Meines Erachtens wird hier auch ein Hinweis darauf fällig, wie sehr Eltern dem gegengeschlechtlichen Kind u. U. ihre unerfüllten Partnerschaftswünsche vermitteln und es entsprechend binden.

4.2 Ulrich Streeck

Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre rückten die neurotischen Probleme sozialer Aufsteiger zeitweise ins Blickfeld psychoanalytischer Überlegungen. U. Streeck befaßt sich in seiner Schrift „Zwischen Drinnen und Draußen: Zur doppelten Orientierung sozialer Aufsteiger“ (1981) mit Arbeiterkindern, die in die soziale Gruppe der Akademiker aufsteigen und mit einer dafür partiell unzureichenden Ich-Entwicklung sowie widersprüchlichen Aufträgen der Eltern das neue soziale Feld nur unvollständig erobern können. Narzißtische Krisen sind die Folge, als Lösung bietet sich ein Anpassungsmuster,

„das sich durch die Verbindung von beruflichen Erfolgs- und Prestigebestrebungen mit Tätigkeiten auszeichnet, die als „erfolglos“ gelten und mit denen die ungelöste Bindung an infantile Objekte gesichert wird“ (S. 25).

Streeck schildert die eigentümliche Doppelbödigkeit, mit der die „kleinen Leute“ von ihrem Kind fordern, es möchte etwas „Besseres“ werden:

„Die Erfüllung der Forderung an das Kind, „besser“ zu sein, findet nicht nur Zustimmung; sondern ist auch von „ängstlicher Besorgnis“ begleitet; den manifesten moralischen Forderungen nach zurückhaltender Genügsamkeit dagegen laufen die Erwartungen nach vorzeigbaren Erfolgen zuwider“ (S. 32).

Die ängstliche Besorgnis „oder zumindest zwiespältige Betrachtung“ (ebd.) wird hier nicht näher exploriert und steht auch nicht im Zentrum der Untersuchung. Ich vermute jedoch,

daß sich eine Mischung aus Ängsten der Eltern, den Kontakt zu ihren Kindern zu verlieren, wenn diese eine andere soziale Stufe erklimmen, Beschämungsängsten und eben auch Neid finden ließe. Streeck formuliert, die Gefahren seien „diffus und können nicht eindeutig identifiziert werden, weil sie von Projektionen durchsetzt sind.“ Die Folge: Das Kind soll einerseits aufsteigen, daneben jedoch gerade keinen Erfolg haben und „wie der Schuster bei seinem Leisten bleiben.“ (S. 32)

Gudrun Stüber weist in einer Arbeit zum Thema „Aufstiegsneurosen“ darauf hin, daß Dührssen (1958) bei Aufsteigern „die sozialen Ressentiments der Väter“ für neurotische Entwicklungen beim (herangewachsenen) Kind verantwortlich macht, in beiden Fällen wird aber auf dieses Phänomen nicht näher eingegangen.

4.3 Gil A. Katz

Gil A. Katz führt in seinem Aufsatz „The first-born son“ mit dem Untertitel „Rivalität, Anspruch, Verlust und Wiedergutmachung: Illustrationen aus biblischen Legenden und Freuds Biographie“ (1991, Übersetzung von mir, S. B.) aus, der erstgeborene Sohn mache eine besondere Art von Erfahrungen:

„Die einzigartige Feindseligkeit des Vaters gegenüber seinem ersten Sohn, den er als „Ursohn“ erfährt – die Verkörperung der letztlich und rechtmäßigen Auslöschung seiner Autorität und die erste männliche Bedrohung, was die Gefühle seiner Frau betrifft; zudem die verehrende Haltung der Mutter gegenüber ihrem erstgeborenen Sohn, was dessen Erfolg vorantreibt und ihm das Gefühl gibt, ein besonderes Schicksal zu erwarten; und letztlich die Geburt von Brüdern und Schwestern, die den ersten Sohn von seiner anfänglich ausschließlichen Beziehung zur Mutter verdrängen und mit ihm konkurrieren, führt zu Schwierigkeiten in der Auflösung der präödiipalen Ambivalenz gegenüber der Mutter und zur schwerwiegenden Aufgabe, seine brüdermörderischen Triebe umzuformen; viertens der Status eines Verbindungsgliedes zwischen Generationen zu sein, was eine doppelte innere Generationsidentifizierung zur Folge hat.“ (Zitat aus der Zusammenfassung S. 511).

4.4 Eckhard Sperling

Eckhard Sperling und Mitarbeiter (1982) referieren nur kurz Erfahrungen mit neidischen Eltern:

„Auch sogar sichtbare Erfolge können den Eltern Schwierigkeiten bereiten. So machte der unerwartete berufliche Aufstieg eines Sohnes einen alternden Vater so unglücklich und neidisch, daß er einen ganz verbitterten Lebensabend hatte“ (S. 79).

An anderer Stelle sprechen die Autoren von der „ubiquitären Angst vor den Eltern“ (S. 99), die begründet wird mit dem kindlichen Erleben „die Eltern sind immer die Stärkeren“. Was in den Eltern vorgehen mag, wenn sie spüren, daß dieses Blatt sich wendet, wird nicht zum Thema.

An dieser Stelle böte es sich an, auch bei weiteren Autoren der Familientherapie und im Bereich der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie nach Hinweisen auf Neidgefühle von Eltern zu suchen. Der Rahmen dieser Arbeit wäre damit allerdings gesprengt.

5. Die unvollständige Rezeption des Ödipus-Mythos durch Freud

Mehrfach ist in psychoanalytischen Veröffentlichungen darauf hingewiesen worden, daß Freuds Rezeption der Ödipus-Sage bei näherem Hinsehen unvollständig und einseitig wirkt. Erich Fromm (1981) plädiert z. B. in einer kenntnisreichen Analyse des Mythos, daß nicht primär die sexuellen Wünsche, sondern die Einstellung zur Autorität („Einen der wichtigsten Aspekte zwischenmenschlicher Beziehungen“) ein Hauptthema des Mythos sei. (S. 131). Fromm interpretiert die Geschichte des Ödipus auf dem Boden der gesamten Trilogie des Sophokles, die auch „Ödipus auf Kolonos“ und „Antigone“ umfaßt:

„Man kann kaum annehmen, daß Sophokles das Schicksal des Ödipus und seiner Kinder in drei Tragödien geschildert hat, ohne den inneren Zusammenhang des Ganzen im Sinn zu haben.“ (S. 134).

Fromm meint,

„daß der Mythos nicht als Symbol der inzestuösen Liebe zwischen Mutter und Sohn, sondern als Darstellung der Rebellion des Sohnes gegen die Autorität des Vaters in der patriarchalischen Familie zu verstehen ist; daß die Heirat von Ödipus und Iokaste nur ein sekundäres Element, nur eines der Symbole für den Sieg des Sohnes ist, der den Platz des Vaters mit allen seinen Privilegien einnimmt.“ (S. 134)

In allen drei Tragödien sei der Konflikt zwischen Vater und Sohn an zentraler Stelle anzutreffen. Insbesondere der Schluß von „Ödipus auf Kolonos“ bringt Fromm dazu, zu formulieren:

„Die tragische Schuld, die in „König Ödipus“ alles durchdringt, ist getilgt, und geblieben ist nur ein Konflikt, der so bitter und ungelöst ist wie eh und je – der Konflikt zwischen Vater und Sohn.“ (S. 147).

So gesehen wird deutlich, daß der Begriff „Neid“ wohl zu kurz greift, wenn der Argwohn der Alten gegenüber dem Aufstreben der Jungen auch einschließt, daß die eigene Position akut oder perspektivisch gefährdet ist.

M. Ardjomandi (1991) berichtet, daß der ödipale Konflikt im persisch-sprachigen Raum einen anderen Ausgang nimmt: der Vater tötet – ebenfalls ohne es zu ahnen – im Kampf seinen Sohn. So herrscht in der Phantasie der iranischen Männer eine „überaus große Kastrationsangst, die einer Vernichtungsangst gleichkommt“. Im iranischen Alltag wird

diese Angst bewältigt, indem mehr als bei uns Wert auf Respekt vor dem Vater und allem, was zu ihm gehört, gelegt und eine strenge Etikette eingehalten wird.

„Indem der Sohn den Vater so respektvoll behandelt, schafft er die Voraussetzungen dafür, daß er seinerseits von seinen Söhnen ähnlich behandelt wird“ (S. 52).

Auch Peter Blos macht in „Freud und der Vaterkomplex“ (1986) darauf aufmerksam, daß Freud,

„der Meister der Deutung, ein Stück Ödipus-Sage ignorierte, während er den Rest in das Zentrum seiner Neurosenlehre setzte ... Das Stück der Sage, von der ich hier spreche, ist des Vaters Untat des Kindermordes, die er beging, als ihm ein Sohn geboren wurde. Die Ödipus-Tragödie wurde von einem Vater, der sich vor seinem aufwachsenden Sohn fürchtete und auf ihn vorzeitig eifersüchtig war ... in Bewegung gesetzt. Es war der Vater, der seinen Sohn einem ungewissen, hoffentlich tödlichen Schicksal überließ, als er den kleinen Knaben einem Hirten übergab, um ihn in der Wildnis auszusetzen. Die Veruntreuung der Vaterschaft hat schließlich Ödipus in seine Familie zurückgetrieben, um sich ... Genugtuung zu verschaffen.“ (S. 249)

An Hand von Freuds eigener Vaterbeziehung erläutert Blos, daß Freud für die den Sohn gefährdenden Impulse des Vaters „blind“ gewesen sei. Blos folgert, daß der Ödipus-Komplex in seiner klassischen Definition so auch nur „eine beschränkte Aufklärung der adoleszenten Krise anzubieten hat.“ (S. 244)

Auch Freuds Biographen haben verschiedentlich festgestellt, daß Freud auf die mörderische Verhaltensweise der Eltern, nachdem ihnen geweissagt wurde, der neugeborene Königssohn werde einst den Vater stürzen, erstaunlicherweise nicht eingeht. So wird auch verständlich, daß in der psychoanalytischen Literatur und Praxis auf diesen Aspekt der Eltern-Kind-Beziehung bisher, wenn überhaupt, nur am Rande eingegangen worden ist. Weniger verständlich scheint mir, daß die Thematik auch nach den o. g. Hinweisen noch immer randständig ist.

Die hier referierten Autoren weisen darauf hin, daß im Ödipus-Mythos eher als die Inzestwünsche des Sohnes die Furcht des Vaters vor Entmachtung thematisiert ist – und die dadurch mobilisierten Vernichtungswünsche des Vaters. Es ließe sich meines Erachtens hinzufügen, daß der Mythos zudem warnt, daß diese Impulse, werden sie nicht kontrolliert, sondern agiert, sich verhängnisvoll für alle. auswirken.

Lässt sich „Ödipus“ also auch als Appell an die Väter verstehen, ihre Ängste vor der nachfolgenden Generation und die entsprechende Feindseligkeit im Zaum zu halten oder: zu sublimieren?

6. Ein Spezialfall des Elternneides: Der Neid des Therapeuten

Nachdem ich das Problem des Neides gegenüber Patienten, die in der einen oder anderen Hinsicht eben doch „besser dran“ sind, schon während der Tätigkeit in der stationären Psychotherapie kennengelernt hatte (Vignette: ich als alleinerziehende Mutter mit Halbtagsstelle und -gehalt erfuhr, daß eine Patientin während des mehrmonatigen Krankenhausaufenthaltes von ihrer Versicherung 100,-- DM Tagegeld bekam) fand ich außer Anklängen an dieses Thema bei Winnicott (1949) wenig dazu in der psychoanalytischen Literatur, auch die Schriften zur Behandlungstechnik sind hier wenig ergiebig.

Kurz vor Abschluß dieser Arbeit fand ich jedoch einen Aufsatz zu genau diesem Thema:

Roy M. Whitman und Ellen L. Bloch: *Therapist envy* (1990), den ich hier als Abschluß und Ausklang referieren möchte.

Auch diese Autoren weisen darauf hin, daß in der psychoanalytischen Literatur Neid zunächst als Charakterzug, heute jedoch eher als Phänomen der Interaktion, der Objektbeziehungen gesehen wird. Sie folgern daraus, daß die therapeutische Situation ideal zum Studieren dieses Phänomens sei (S. 478). Da Neid ein intensiver Affekt sei, der effektives Verhalten unter Umständen stört oder verhindert, kann auch die therapeutische Beziehung durch ihn leiden, und zwar auf eine Art und Weise, die unter Umständen nicht leicht zu erkennen ist. Auch Whitman und Bloch betonen, daß Neid immer eine intensive Bindung voraussetzt und im menschlichen Miteinander ubiquitär ist.

Die Autoren betrachten die therapeutische Situation geradezu als Brutstätte des Neides. Zunächst gehen sie auf den Neid des Patienten ein, wie er kleinkindhaft ausgelöst wird, wenn Mutter/Therapeut Überlegenheit, Vorteile oder Erfolge genießt, die das Kind/der Patient gern hätte. „Der Neidimpuls ist entweder wegnehmen oder zerstören/verderben (to spoil, Übersetzung von mir. S. B., ebd.). In Anlehnung an Klein definieren Whitman und Bloch den Neid in der therapeutischen Situation als „Biss in die Hand dessen, der dich nährt“, also den Neid des Säuglings auf die spendenkönnende Brust, nicht nur, weil sie so viel vermag, sondern auch, weil sie ihre Gaben zuweilen oder endgültig für sich behält.

Auch hier wird auch vermerkt, daß die frühe Psychoanalyse eine Ein-Personen-Psychologie war, in der Ödipus destruktive Triebe gegenüber seinem Vater verkörperte, während niemand fragte, welche Angst und Haßgefühle den Vater veranlaßt haben mochten, seinen

Sohn in den Bergen auszusetzen.

Nach längeren Ausführungen über Neid unter Frauen und das phallische Konkurrieren unter Männern sowie die Konkurrenzgefühle unter Eltern, was die Leistungen der Kinder angeht, stellen auch diese Autoren fest, daß Neid ein im hohen Grade ambivalentes Gefühl sei, in dem sich Feindseligkeit und Haß stets auch mit Bewunderung paaren. Sie betonen, daß Neid vor allem in Beziehungen mit einer gewissen Nähe und Gleichheit entsteht. Da Neid auch leicht dort wächst, wo man von einem Menschen eher wenig weiß, ist im Machtgefälle der therapeutischen Situation, wo aufseiten des Patienten Nähegefühl und Nichtwissen zusammenkommen, geradezu zu erwarten, daß er Neid entwickelt:

„Von Therapeuten wird angenommen, sie hätten glückliche Ehen, unübertreffliche Kinder, das totale Gleichgewicht in ihrem Seelenleben, hervorragende Arbeitsbeziehungen zu Kollegen, grenzenlose Energie ...“ (S. 481).

Diese neidische Idealisierung kann ebenfalls mit dem von Klein postulierten Defizitgefühl gegenüber der Mutterbrust gleichgesetzt werden: der Patient hadert, denn er hat „nothing to give in return“ (ebd.).

Wird der Therapeut gegenüber seinem Patienten neidisch, so beruht der Neid in der Regel auf persönlichen Vergleichen, wobei die Autoren fünf Themen für vorherrschend halten:

1. Der Therapeut neidet dem Patienten die Therapie („Hätte ich nur auch soviel gute Zuwendung bekommen!“)
2. Er neidet ihm das Versorgtsein (der Prozeß des Nährens enthüllt Lücken beim Therapeuten).
3. Er neidet ihm die Freiheit, von der mancher Patient mehr hat als der Therapeut.
4. Er neidet ihm seine Jugendlichkeit und deren Chancen.
5. Er neidet ihm Erfolge, soziale und finanzielle, die seinen eigenen Rahmen übertrumpfen.

Für mein Empfinden ist diese Aufstellung unvollständig: es fehlen zumindest die „Neidanlässe“ „körperliche Attraktivität“ und „Sexualneid“.

Wie im „richtigen Leben“ finden sich auch in der therapeutischen Situation Mechanismen der Neidabwehr: der Beneidete macht sich durch verbale Selbstentwertung klein oder hemmt sein erfolgreiches Verhalten, um die Neidentstehung in Grenzen zu halten, spielt seine Erfolge herunter oder sagt: „Das ist Schicksal, ich habe nichts dazu getan“. Wo Neid offensichtlich provoziert wird, läßt sich vermuten, daß der eigene Neid damit abgewehrt

wird. So sagt ein Patient, der eigentlich gern selbst Therapeut wäre: „Es ist so herrliches Wetter draußen, Sie tun mir richtig leid, daß Sie hier die ganze Zeit in ihrem Zimmer sitzen müssen.“ Auch geäußertes Mitleid wie in diesem Beispiel ist als dem Neid zugehörige Feindseligkeit unschwer zu erkennen.

Whitman und Bloch betonen, daß narzißtische Wunden eine Hauptkomponente des Neidaffektes sind. Sie erinnern an das Spiegel-Konzept Kohuts (1971), der das generelle menschliche Bedürfnis, bewundert zu werden, als zentral für die Entwicklung des Selbstwertgefühls geschildert hat. In Bezug auf den Neid können wir sagen, daß der eigene Neid vermindert wird, wenn wir uns in der Lage sehen, bei anderen Bewunderung auszulösen. Um die eigene innere Stabilität muß man fürchten, wenn die feindseligen Neidimpulse ein größeres Ausmaß als die narzißtische Zufuhr annehmen. Die Autoren weisen auf die dadurch entstehenden Probleme bei der Therapie von besonders armen oder besonders reichen Menschen hin.

Die Neid erregenden Unterschiede zwischen Therapeut und Patient bringen die Arbeit nicht zwangsläufig zum Erliegen: schließlich findet der Therapeut doch Defizite im Leben seines beneideten Patienten, und der Patient stellt mit der Zeit fest: auch der Therapeut hat Mängel und gelegentlich schlechte Laune.

Wenn der Neid in der therapeutischen Beziehung unbewußt bleibt, wird er im Verhalten vermutlich „durchsickern“, was den Therapeuten aufmerksam machen sollte. Übermäßige Dominanz im verbalen und nonverbalen Verhalten, innerer Rückzug, Unaufmerksamkeit und eine abgeebbte Motivation sollten hier als Alarmzeichen betrachtet werden. Dann ist die Tragfähigkeit der therapeutischen Beziehung in Gefahr, denn Neid bedeutet immer ein primär feindselig getöntes Getrenntsein. Wenn der Therapeutenneid nicht wahrgenommen wird, stört er die Empathie, je länger, desto schlimmer.

Die Antwort des Patienten auf unbewußt agierten Neid des Therapeuten kann vor allem darin bestehen, daß er sich selbst Niederlagen beibringt und in depressive Zustände gerät, über Abbruch der Therapie nachdenkt oder Stunde um Stunde mit Bagatellberichten füllt. Verbucht er dennoch Erfolge, schreibt er die Veränderung irgendwelchen Außenfaktoren zu. Das Problem dabei ist, daß der Neid des Therapeuten (so über unbewußte Interaktion) dem Patienten das gute Gefühl entzieht, für die Veränderung selbst gesorgt zu haben. Das sabotiert das Therapieziel, daß Patienten sich für ihr eigenes Leben voll verantwortlich

fühlen können und ihr Handeln selbst unter Kontrolle haben.

In ihrer Schlußfolgerung zitieren die Autoren Elliot (1975), daß „envy is a far dirtier little secret than sex or money“, denn es durchdringe bei Nichterkennen die Beziehung zum Patienten sowohl auf der Übertragungs- als auch auf der Gegenübertragungsebene, und führe zu Verstrickungen in der Realbeziehung beider. Neid in einer Beziehung von großer Nähe ist in beiden Richtungen wirksam. Es kann die Situation vergiften, wenn er nicht vorsichtig untersucht und ans Tageslicht gebracht wird. Besonders verhängnisvoll wirkt es sich aus, wenn Patienten ihre eigenen Erfolge aus Furcht vor dem Neid des Therapeuten hemmen und auf diese Weise die Beziehung zu ihren Eltern reinszenieren, anstatt sie durchzuarbeiten. Ebenso wenig zu unterschätzen ist es, wenn der Therapeut aus Neid schweigsam, versagend oder gar sarkastisch wird, inadäquate, unempathische Interventionen gibt und insgesamt die Therapie damit in eine Sackgasse führt.

Schlußwort

Diese Arbeit gibt unter Verwendung psychoanalytischer Konzepte zum Affekt des Neides einen Hinweis darauf, daß in der Eltern-Kind-, bzw. Therapeut-Patient-Beziehung auch der „Bessergestellte“ oder „Stärkere“ Neidgefühle entwickeln kann, die die Beziehung entscheidend beeinflussen, und die zu ignorieren zu falschen Schlußfolgerungen (und Handlungsweisen) führen kann.

Daß diese Tatsache in der Psychoanalyse und vermutlich auch in der Familien- und in der Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie bisher eher am Rande wahrgenommen wurde, versuchte ich mit der traditionellen Ödipus-Rezeption seit Freud (und der Kritik an ihr) zu beleuchten. Die weitgehende Verschwiegenheit der Psychoanalyse zu diesem Thema steht im Kontrast zur Präsenz der Thematik im Volksmärchen und in der Literatur, was uns auffordern sollte, hier ein deutlicheres Problembewußtsein sowohl beim Erheben der Anamnesen als auch in der Diagnostik der Gegenübertragung zu entwickeln. Für die Relevanz der Letzteren habe ich den Artikel von Whitman und Bloch angeführt.

Abschließend läßt sich sagen, daß Elternneid hier verstanden werden kann als aus zwei Quellen gespeist: zum einen aus dem Neid „Du hast, was ich nicht habe“, der, einem Nebensatz von Klein (1974) folgend, bei Eltern stark von deren Erleben eigener Geschwisterrivalität geprägt ist, zum anderen aus der Furcht des Älteren/Mächtigeren/Stärkeren, von der nachdrängenden Generation entmachtet oder sogar vernichtet zu werden, letzteres besonders dann, wenn man selbst durch schuldhaftes oder schuldhaft Erlebtes Handeln in die überlegenere Position gelangt ist; Eltern waren auch Töchter und Söhne. Hier wird deutlich, welchen Stellenwert Etikette und Rituale im Umgang der Generationen miteinander haben können, wie M. Ardjomandi beispielhaft schildert: Der gegenseitige Respekt verhindert übermäßige Gier und verhängnisvolles Schuldigwerden, insbesondere, wenn es um Macht und Machtwechsel geht.

Auch wenn es in der therapeutischen Beziehung nicht, wie in der Familie, um einen Machtwechsel geht, so gibt doch das Übertragungsgeschehen allein schon Anlaß, Eltern-Kind- und Therapiebeziehung parallel zu sehen. Und wer hat nicht erlebt, daß es auch schwerfallen kann, bei zunehmender Gesundung des Patienten zu erleben, wie er auch ohne uns Entscheidungen trifft, daß wir also „entmachtet“ werden?

Auf der Seite der Therapeuten/Analytiker bleibt zu vermerken, daß als Konsequenz aus Whitman und Blochs Ausführungen neues Augenmerk auf des Therapeuten eigene Elternerfahrung, seine Selbstfürsorge bezüglich narzißtischer Gratifikationen und auf Selbstexploration (sprich: Ehrlichkeit) hinsichtlich seiner Gegenübertragungsgefühle zu richten ist.

Ich hoffe, mit dieser Arbeit dazu Hilfestellung geleistet zu haben.

Literatur

- Abraham, K.: Beiträge zur Theorie des analen Charakters, 1921, o. O.
- ders.: Manifestationen des weiblichen Kastrationskomplexes, 1920, o. O.
- Ardjomandi, Mohammed: Der Ausgang des ödipalen Konfliktes im persischsprachigen Raum. In: Rohner, R., u. W. Köpp (Hg.): Das Fremde in uns, die Fremden bei uns. Heidelberg: Asanger 1993
- Bettelheim, Bruno: Kinder brauchen Märchen. München: dtv 1980 (Nr. 1481)
- Drewermann, Eugen, und I. Neuhaus: Die Kristallkugel. Olter: Walter 1986
- Dührssen, Annemarie: Psychiatrische Aspekte zur Familiensoziologie. Kölner Zschr. F. Soziologie. Sonderheft 3. Köln 1958
- Eisler, M. J.: Pleasure in Sleep and the disturbed capacity for sleep. Int. J. Psychoanal 3. 1922. S. 30 – 42
- Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), GW 13, 1 – 69
- ders.: Die Traumdeutung (1900), GW Bd. 2/3
- ders.: Über infantile Sexualtheorien (1908), GW Bd. 7, S. 171 – 188
- ders.: Zur Einführung des Narzißmus (1914), GW Bd. 10, S. 137 – 170
- ders.: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1933), GW Bd. 15
- ders.: Charakter und Analerotik (1908), GW Bd. 7, S. 203 – 209
- Friedrichs, Hans: Der „Schwiegermutterkonflikt“ der jungen Frau. In: Psyche 5, 1951, S. 545 – 554
- Fromm, Erich: Märchen, Mythen, Träume. Hamburg: Rowohlt 1981
- Glover, E.: On the early development of mind. London: Imago 1956
- Greenarce, P.: Penis awe and its relation to penis envy. In: Loewenstein, R. M. (ed.): Drives, Affects, Behavior, vol. 1, New York: Int. Univ. Press 1953

- Hartmann, H.: Ich-Psychologie und das Problem der Anpassung. O. O., 1939
- Herriger, Catherine: Die böse Mutter. Warum viele Frauen dick werden und bleiben.
München: Heyne 1989
- Isaacs, Susan: Property and possessiveness. In: Childhood and After. London 1948
- Joffe, Walter G.: A Critical Review of the Status of the Envy Concept. Int. Journ. of
Psycho-Anal. 50, 1969, S. 533 - 546
- Jones, Ernest: Hate and Anal Erotics in the Obsessional Neurosis. In: Papers on
Psycho-Analysis, London 1918
- ders.: The Anal Erotic Character Traits. Ebd.
- Kast, Verena: Neid und Eifersucht. Die Herausforderung durch unangenehme
Gefühle. Zürich, Düsseldorf: Walter 1996
- Katz, Gil A.: The First-born Son. Rivalry, Entitlement, Loss and Reparation:
Illustrations from Biblical Legends and Freud's Biography. In: Int. Rev. Psycho-
Anal. 18, 1991, S. 501 - 512
- Kernberg, Otto: Borderline-Störungen. und pathologischer Narzißmus.
Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978
- Klein, Melanie: Neid und Dankbarkeit. In: Psyche 11, 1957, S. 241 - 255
- dies.: Liebe, Schuldgefühl und Wiedergutmachung. In: Klein, Melanie, und Joan
Riviere: Seelische Urkonflikte. a. a. O.
- dies.: The Psycho-Analysis of Children. London: Hogarth 1932
- Miller, Alice: Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema.
Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983
- Riviere, Joan: Ausgewählte Schriften (hg. Lili Gast). Tübingen: edition diskord 1996
(= Theoretikerinnen der Psychoanalyse, Bd. 1)
- dies.: Haß, Gier und Aggression. In: Klein, Melanie, u. Joan Riviere: Seelische
Urkonflikte. Liebe, Haß und Schuldgefühl. München: Kindler 1974

- Rost, Wolfgang, und Angelika Schulz: Rivalität. Über Konkurrenz, Neid und Eifersucht. Berlin, Heidelberg, New York: Springer 1994
- Schoeck, Helmut: Der Neid und die Gesellschaft. Freiburg: Herder 1977
- Segal, Hanna: Melanie Klein. Eine Einführung in ihr Werk. Frankfurt/M.: Fischer 1964
- Sperling, Eckhard, und Mitarbeiter: Die Mehrgenerationen-Familientherapie. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1982
- Stierlin, Helm: Eltern und Kinder im Prozess der Ablösung. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1975
- Streeck, Ulrich: Zwischen Drinnen und Draußen: Zur doppelten Orientierung sozialer Aufsteiger. In: Zschr. Psychosom. Med. 27, 1981, .S. 25 - 44
- Stüber, Gudrun: Ein Beitrag zu dem Thema Aufstiegsneurosen. Zschr. Psychosom. Med. 15, 1969
- Winnicott, Donald W.: Hate in the Counter-Transference. In: Collected Papers. Through Paediatrics to Psycho-Analysis, London 1949. - dt.: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse, Kindler Verlag, o. O., o. J.
- Wurmser, Leon: Das Rätsel Masochismus. Berlin: Springer 1993
- Zulliger, Hans: Mir grauet vor der Götter Neide. Über ein Abwehrsyndrom. Psyche 18, 1964, S. 33 - 51

Behrens, Sabine

Dipl.-Psych., Jg. 1951, studierte zunächst Deutsch, Politik u. Soziologie, danach Psychologie. Nach etlichen Jahren Klinik­­tätigkeit (Psychosomatik, Psychotherapie) seit 1998 in eigener Praxis in Göttingen tätig. Weiterbildung Psychoanalyse, Psychotraumatologie. Dozentin am Lou-Andreas-Salomé-Institut für Psychoanalyse, Göttingen.

Sowohl die Schicksale von Patienten als auch die eigene Herkunftsfamilie rückte die Kriegsvorgangenheit und ihre fort­­dauernden Auswirkungen zunehmend in ihren Blick. Hat zusammen mit H. Knoch und W. Kurth den Göttinger Kriegsenkel-Gesprächskreis ins Leben gerufen.